

C. S. Lewis

Das Gespräch mit Gott

Beten mit den Psalmen

Titel der Originalausgabe: **Reflections on the Psalms**

© C. S. Lewis Pte Ltd. 1961

Veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung

der CS LEWIS COMPANY LIMITED,

First Floor, Unit 4, Old Generator House,

Bourne Valley Road, Poole, Dorset BH12 1DZ

United Kingdom.

www.cslewis.com.

Bibelstellen werden wiedergegeben nach: Die Bibel nach der
Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von
1984. Durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung.

© 1984 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Weitere verwendete Übersetzungen sind

wie folgt gekennzeichnet:

Elb – *Revidierte Elberfelder Bibel* (Rev. 26)

© 1985/1991/2008 SCM R.Brockhaus im SCM-Verlag
GmbH & Co. KG, Witten.

Auch als E-Book erhältlich:

ISBN 978-3-7655-7371-2



© der deutschsprachigen Ausgabe: 2016 Brunnen Verlag Gießen

www.brunnen-verlag.de

Umschlagillustration: shutterstock

Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7655-0929-2

9 Ein Wort über den Lobpreis

Möglicherweise (ja hoffentlich) ist dieses Kapitel für die meisten Leute überflüssig. Wer nie so begriffsstutzig war, um in die Schwierigkeit zu geraten, mit der es sich befasst, wird es vielleicht sogar witzig finden. Ich habe nicht das Geringste dagegen, dass man darüber lacht; eine kleine Aufheiterung kann in einer Diskussion nie schaden, auch wenn es um ein noch so ernstes Thema geht. (In meiner eigenen Erfahrung sind die lustigsten Dinge in den ernstesten und tiefsten Gesprächen vorgekommen.)

Als ich anfang, mich dem Glauben an Gott anzunähern, und auch noch einige Zeit, nachdem er mir geschenkt worden war, machte mir die von allen frommen Leuten immer wieder lautstark vorgetragene Aufforderung zu schaffen, wir sollten Gott „loben“; und noch mehr der Gedanke, dass Gott selbst das verlangte. Für jemanden, der ständig hören will, wie tugendhaft, intelligent und sympathisch er doch ist, haben wir alle nicht viel übrig; noch viel weniger für die Schar von Leuten um jeden Diktator, jeden Millionär und jeden Prominenten, die diesem Verlangen nachkommen. So drohte sich ein zugleich lächerliches und grauenhaftes Bild sowohl von Gott als auch von seinen Anbetern in meinem Denken breitzumachen. Die Psalmen erwiesen sich in dieser Hinsicht als besonders schwierig: „Lobet den Herrn“, „Preiset mit mir den Herrn“, „Preiset ihn.“ (Und übrigens, wieso bestand das Gotteslob so oft darin, dass man anderen Leuten sagte, sie sollten ihn loben? Oder gar darin, dass man Wale, Schneestürme usw. dazu aufforderte, weiterhin das zu tun, was sie ohnehin tun würden,

ob wir es ihnen sagen oder nicht?) Schlimmer noch war die Aussage, die Gott selbst in den Mund gelegt wurde: „Wer Dank opfert, der preiset mich“ (Psalm 50,23). Das hörte sich verdächtig danach an, als sagte er: „Das Wichtigste ist mir, dass man mir sagt, wie gut und großartig ich bin.“ Das Schlimmste war, dass es mir manchmal vorkam wie die albernste heidnische Feilscherei eines unzivilisierten Menschen, der seinem Götzen Opfer darbringt, wenn er einen guten Fischfang gemacht hat, und auf ihn einschlägt, wenn er nichts im Netz hatte. Nicht nur einmal schienen die Psalmisten zu sagen: „Du magst es doch, wenn du gepriesen wirst. Tu dies und jenes für mich, dann bekommst du dein Lob.“ In Psalm 54 zum Beispiel beginnt der Dichter mit „Hilf mir“ (V. 3) und liefert dann in Vers 8 den Anreiz dazu: „So will ich dir ein Freudenopfer bringen und deinen Namen, Herr, preisen.“ Immer wieder bittet der Sprecher um Rettung vor dem Tod mit der Begründung, wenn Gott seine Bittsteller sterben lasse, werde er keinen Lobpreis mehr von ihnen bekommen, weil ja die Geister im Scheol ihn nicht loben können (30,10; 88,11; 119,175). Und auch auf die schiere Quantität des Lobpreises schien es anzukommen: „Ich lobe dich des Tages siebenmal“ (119,164). Mich bedrückte das sehr. Es beschwor Gedanken herauf, die ich überhaupt nicht denken wollte. Dankbarkeit gegen Gott, Ehrfurcht vor ihm, Gehorsam ihm gegenüber, das alles glaubte ich verstehen zu können, aber nicht diese ständigen Lobhudeleien. Da half mir auch ein moderner Autor nicht weiter, der davon sprach, Gott habe ein „Recht“, gelobt zu werden.

Ich denke immer noch, dass „Recht“ ein schlechter Ausdruck dafür war, aber ich glaube, ich verstehe inzwischen, was jener Autor damit meinte. Am einfachsten ist es vielleicht, bei unbelebten Gegenständen anzufangen, die ja keine Rechte haben können. Was meinen wir eigentlich, wenn wir sagen,

ein Bild sei „bewundernswert“? Jedenfalls nicht, dass es tatsächlich bewundert wird (das mag wohl sein), denn oft finden ja schlechte Werke Tausende von Bewunderern, während gute Werke ignoriert werden. Auch nicht, dass es Bewunderung „verdient“ in dem Sinne, in dem ein Kandidat es „verdient“, eine gute Note von seinen Prüfern zu bekommen – es erleidet ja kein Unrecht wie ein Mensch, der seinen verdienten Lohn nicht bekommt. Sondern das Bild „verdient“ oder „verlangt“ Bewunderung in dem Sinne, dass Bewunderung die richtige, angemessene oder passende Reaktion darauf ist. Die Bewunderung, die man ihm zollt, wird also nicht „vergeudet“ sein, und wenn wir es nicht bewundern, sind wir selbst dumm und unempfänglich und lassen uns viel entgehen. Wir haben etwas verpasst. In diesem Sinne kann man von vielen Gegenständen, sowohl in der Natur als auch in der Kunst, sagen, dass sie Bewunderung verdienen oder verlangen.

Von dieser Warte her, die manchem vielleicht ehrfurchtslos erscheinen mag, gelang es mir schließlich am besten, mich dem Gedanken zu nähern, dass Gott Lobpreis „verlangt“. Er ist der Gegenstand, den zu bewundern (oder den zu schätzen, wenn Sie so wollen) einfach heißt, dass man wach ist, dass man in der wirklichen Welt angekommen ist. Ihn nicht zu schätzen heißt, dass man das größte Erlebnis verpasst und letzten Endes alles verloren hat. Das unvollständige, verstümmelte Leben von Menschen, die keine Tonhöhen unterscheiden können, noch nie verliebt waren, nie wahre Freundschaft erlebt haben, nie ein gutes Buch zu schätzen wussten, nie das Gefühl der Morgenluft auf ihren Wangen genossen haben, nie (zu diesen gehöre ich selbst) Spaß an Fußball hatten, lässt ein wenig davon erahnen.

Aber das ist natürlich nicht alles. Gott „verlangt“ Lobpreis nicht nur insofern, als er der herrlichste und beglückendste Ge-

genstand ist. Offenbar gebietet er ihn auch in seiner Eigenschaft als Gesetzgeber. Die Juden wurden aufgefordert, Opfer darzubringen. Wir stehen in der Verpflichtung, in die Kirche zu gehen. Doch das war nur deshalb eine Schwierigkeit für mich, weil ich damals noch nicht verstand, was ich im fünften Kapitel zu sagen versucht habe. Mir war noch nicht klar, dass Gott eben dadurch, dass er angebetet wird, den Menschen seine Gegenwart kundtut. Freilich ist das nicht die einzige Art und Weise, wie er das tut. Doch sehr oft und für sehr viele Menschen offenbart sich die „Freundlichkeit des Herrn“ hauptsächlich oder ausschließlich dann, wenn sie ihn gemeinsam anbeten.

Selbst im Judentum bestand das Wesentliche an den Opfern eigentlich nicht darin, dass die Menschen Gott Stiere und Ziegen darbrachten, sondern darin, dass Gott sich durch dieses ihr Tun den Menschen darbrachte. In dem zentralen Akt unserer eigenen Anbetung, dem Abendmahl, wird das natürlich noch viel deutlicher – da ist es ganz augenscheinlich und greifbar Gott, der gibt, und wir sind es, die empfangen. Die elende Vorstellung, Gott sei in irgendeiner Weise auf unsere Anbetung angewiesen oder lechze nach ihr wie eine eitle Frau, die Komplimente will, oder ein eitler Schriftsteller, der seine neuen Bücher Leuten vorstellt, die ihm nie begegnet sind und noch nie von ihm gehört haben, findet implizit ihre Antwort in den Worten: „Wenn mich hungerte, wollte ich *dir* nicht davon sagen“ (Psalm 50,12). Selbst wenn man sich eine so absurde Gottheit vorstellen könnte, würde sie wohl kaum zu *uns* kommen, den niedrigsten unter ihren vernunftbegabten Geschöpfen, um ihren Appetit zu stillen. Ich will ja auch nicht, dass mein Hund über meine Bücher ein zustimmendes Gebell anstimmt. Jetzt, wo ich darüber nachdenke, fallen mir sogar ein paar Menschen ein, deren begeisterte Lobeshymnen mir keine große Befriedigung bereiten würden.

Doch das Offensichtlichste am Loben – ob es sich auf Gott oder etwas anderes bezieht – entging mir merkwürdigerweise. Ich sah darin ein Kompliment, eine Art Beifall oder Ehrerweisung. Dabei fiel mir nie auf, dass jede Freude an irgendetwas ganz von selbst in Lobpreis überfließt, wenn er nicht gezielt durch Schüchternheit oder die Furcht davor, andere zu langweilen, gebremst wird (und manchmal selbst dann). Die Welt ist voll von Lobpreis – Liebende preisen ihre Geliebten, Leser ihre Lieblingsdichter, Wanderer preisen die Landschaft, Spieler preisen ihr Lieblingsspiel – man preist das Wetter, bestimmte Weinsorten, Gerichte, Schauspieler, Motoren, Pferde, Universitäten, Länder, historische Persönlichkeiten, Kinder, Blumen, Berge, seltene Briefmarken, seltene Käfer, manchmal sogar Politiker oder Gelehrte. Mir war nie aufgefallen, dass die bescheidensten und zugleich ausgeglichtesten und größten Geister am meisten lobten, während die Spinner, Außenseiter und Unzufriedenen es am wenigsten taten. Gute Kritiker fanden in manch unvollkommenem Werk etwas, das sie loben konnten; bei den schlechten wurde die Liste der Bücher, die man ungestraft lesen durfte, immer kürzer. Ein gesunder und natürlich empfindender Mensch konnte, selbst wenn er im Luxus aufgewachsen war und sich in der feinen Küche bestens auskannte, ein bescheidenes Mahl loben. Der Magenkranke und der Snob fanden an allem etwas auszusetzen. Wo keine unerträglich widrigen Umstände es verhindern, scheint Lobpreis fast so etwas zu sein wie hörbar gewordene innere Gesundheit.

Und daran ändert sich auch dann nichts, wenn seine Ausdrucksformen aufgrund mangelnder Kunstfertigkeit ziemlich ungeschliffen oder gar lächerlich sind. Der Himmel weiß, dass viele Gedichte zum Preis einer irdischen Geliebten auch nicht besser sind als unsere schlechten Choräle und dass eine Anthologie von Liebesgedichten für den ständigen öffentlichen

Gebrauch den literarischen Geschmack wahrscheinlich auf eine ähnlich harte Probe stellen würde wie die *Hymns Ancient and Modern*.¹⁹ Ich hatte auch noch nicht bemerkt, dass die Menschen nicht nur spontan alles preisen, was ihnen wertvoll erscheint, sondern auch spontan uns andere drängen, in ihre Lobeshymne einzustimmen: „Ist sie nicht wunderhübsch? War das nicht herrlich? Finden Sie das nicht großartig?“ Wenn die Psalmisten jedermann auffordern, Gott zu preisen, dann tun sie nur, was alle Menschen tun, wenn sie von etwas sprechen, das ihnen am Herzen liegt. Meine ganze allgemeinere Schwierigkeit mit dem Lobpreis Gottes kam nur dadurch zustande, dass ich uns absurderweise im Blick auf das allerhöchste Gut etwas vorenthalten wollte, was wir gerne und sogar ganz unwillkürlich im Blick auf alles andere tun, was uns wertvoll ist.

Ich glaube, wir loben deshalb gerne, was uns Freude bereitet, weil der Lobpreis die Freude nicht nur ausdrückt, sondern vervollständigt; er ist die ihr bestimmte Vollendung. Es ist nicht als Kompliment gemeint, wenn Liebende sich gegenseitig immer wieder sagen, wie schön sie sind, sondern das Entzücken übereinander ist einfach unvollständig, solange es nicht ausgedrückt wird. Es ist frustrierend, einen neuen Autor entdeckt zu haben und niemandem erzählen zu können, wie gut er ist; oder plötzlich an einer Wegbiegung in den Bergen auf einen Talblick von unverhoffter Pracht zu stoßen und dann schweigen zu müssen, weil die Leute, mit denen man unterwegs ist, sich darum so wenig scheren wie um eine alte Konservenbüchse im Graben; oder einen guten Witz zu hören und niemanden zu finden, dem man ihn erzählen kann (weil der ideale Zuhörer schon seit einem Jahr tot ist).

Das gilt auch dann, wenn wir unseren Lobpreis nur auf un-

¹⁹ Ein anglikanisches Kirchengesangbuch, das erstmals 1861 erschien.

vollkommene Weise ausdrücken können, was natürlich meistens der Fall ist. Aber wie wäre es, wenn man selbst solche Dinge wirklich ganz und gar aufs Vollkommenste preisen könnte – wenn man durch Dichtung oder Musik oder Malerei ganz und gar „herauslassen“ könnte, wie die aufwallende Wertschätzung einen schier platzen lässt? Dann hätte man tatsächlich den Gegenstand voll und ganz gewürdigt, und unsere Freude daran hätte die Stufe der Vervollkommnung erreicht. Je würdiger der Gegenstand, desto intensiver wäre dieses Entzücken. Wäre eine erschaffene Seele imstande, den würdigsten Gegenstand von allen voll und ganz zu „würdigen“ (damit meine ich, in dem vollen Maß, das einem endlichen Wesen möglich ist), also ihn zu lieben und sich über ihn zu freuen, und gleichzeitig in jedem Moment dieser Freude vollkommenen Ausdruck zu geben, dann wäre dieser Seele die höchste Seligkeit zuteilgeworden.

In diesem Sinne etwa leuchtet mir die christliche Lehre, wonach der „Himmel“ ein Zustand ist, in dem die Engel schon jetzt und später auch die Menschen unentwegt damit beschäftigt sind, Gott zu preisen, am leichtesten ein. Dabei könnte man auf den trostlosen Gedanken kommen, es sei „wie in der Kirche“, aber das ist nicht gemeint. Denn unsere „Gottesdienste“ sind lediglich Anbetungsversuche, sowohl in ihrer Ausführung als auch was unsere Fähigkeit angeht, daran mitzuwirken. Ganz erfolgreich sind sie nie; oftmals scheitern sie zu 99,9 Prozent, manchmal gehen sie ganz daneben. Wir sind keine Reiter, sondern Schüler in einer Reitschule. Bei den meisten von uns wiegen die Stürze und Schrammen, die schmerzenden Muskeln und die Anstrengung viel schwerer als die wenigen Momente, in denen wir zu unserer eigenen Verblüffung tatsächlich ohne Angst und ohne Katastrophen dahingaloppierten. Um zu erkennen, was diese Lehre wirklich bedeu-

tet, müssen wir uns vorstellen, wir wären von vollkommener Liebe zu Gott ergriffen – trunken, versunken, aufgelöst angesichts jener Beglückung, die gar nicht daran denkt, sich in uns aufzustauen wie eine unaussprechliche und darum kaum erträgliche Seligkeit, sondern unaufhörlich wieder aus uns herausfließt und sich mühelos und vollkommen ausdrückt, sodass unsere Freude genauso wenig von dem Lobpreis zu trennen ist, in dem sie sich Luft macht und äußert, wie das Licht, das ein Spiegel empfängt, zu trennen ist von dem Licht, das er verströmt. Im schottischen Katechismus heißt es, das höchste Ziel des Menschen sei es, „Gott zu verherrlichen und sich für immer an ihm zu erfreuen“. Aber wenn es so weit ist, werden wir wissen, dass beides dasselbe ist. Uns voll und ganz an ihm zu erfreuen heißt, ihn zu verherrlichen. Indem Gott uns gebietet, ihn zu verherrlichen, lädt er uns ein, uns an ihm zu erfreuen.

Einstweilen freilich sind wir noch dabei, unsere Instrumente zu stimmen, wie Donne sagt.²⁰ Das Einstimmen des Orchesters kann an sich schon ein Genuss sein, aber nur für die, die sich auf die Symphonie freuen können, und sei es nur ein wenig. Die jüdischen Opfer und selbst unsere eigenen heiligsten Riten, wie wir sie hier tatsächlich erleben, sind wie das Einstimmen nur die Verheißung, nicht die Aufführung. Darum können sie auch wie das Einstimmen viel von Pflicht und wenig, vielleicht auch gar nichts Beglückendes an sich haben. Doch die Pflicht existiert um der Beglückung willen. Wenn wir unsere „religiösen Pflichten“ erfüllen, sind wir wie Leute, die in einer wasserlosen Landschaft Kanäle graben, damit wir sie zur Verfügung haben, wenn dann endlich das Wasser kommt. Meistens jedenfalls,

²⁰ John Donne (1572–1631), englischer Dichter. Die Zeile stammt aus seiner Dichtung *Hymn to God my God, in Sickness*.

meine ich. Schon jetzt gibt es glückliche Momente, in denen sich ein Rinnsal durch die trockenen Kanalbetten schlängelt, und glückliche Menschen, denen das sogar öfter passiert.

Was das Element des Feilschens in den Psalmen anbelangt (Tu dies, dann werde ich dich preisen), so hat es diese Prise einfältigen Heidentums sicherlich gegeben. Die Flamme steigt nicht rein vom Altar auf. Aber die Unreinheiten sind nicht das Wesentliche. Und wir sind keineswegs in der Position, selbst die schlichtsinnigsten Psalmisten in dieser Hinsicht zu verachten. Natürlich würden wir uns nicht so verplappern wie sie. Aber es gibt ja auch so etwas wie ein wortloses Gebet, im Schlechten wie im Guten. Ich war auf meinen Knien oft schockiert darüber, was für Gedanken ich bisweilen an Gott richtete, und sei es nur einen flüchtigen Moment lang; was für infantile Beschwichtigungen ich ihm tatsächlich darbot, was für Ansprüche ich tatsächlich stellte, ja sogar was für absurde Händel oder Kompromisse ich ihm halb unbewusst vorschlug. Auch in mir steckt irgendwo ein heidnisches, unzivilisiertes Herz. Denn leider scheinen die Torheiten und die Bauernschläue des Heidentums ein viel besseres Talent zum Überleben zu haben als seine harmlosen oder gar schönen Elemente. Hat man erst einmal die Macht, ist es ganz leicht, die Flöten zum Schweigen zu bringen, die Tänze zu verbannen, die Statuen zu entstellen und die Geschichten zu vergessen. Aber es ist nicht leicht, das wilde, das gierige, furchtsame Geschöpf abzutöten, das in unserer Seele mal tobt und mal kauert – jenes Geschöpf, zu dem Gott mit Recht sagen kann: „Da meinst du, ich sei so wie du“ (Psalm 50,21).

Doch all dies dürfte, wie gesagt, nur für einige wenige meiner Leser erhellend sein. Den anderen mag diese Komödie der Irrungen, dieser lange Umweg zum Offensichtlichen, eine Gelegenheit zum nachsichtigen Schmunzeln geben.